

(Nachdruck verboten.)

## 4) Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer

„Warum?“ unterbrach Onkel Cohn.

„Warum? Weil die Krage weiß, daß das Hinterviertel der Matte giftig ist,“ antwortete Mrs. Elwin. „Wußten Sie das denn nicht?“

„Ich bin mir darüber nicht ganz klar,“ entgegnete Onkel Cohn. Plötzlich hielt er aber in seiner Rede inne und fragte: „Aber sind sie auch wirklich giftig? . . . Wer hätte das gedacht!“

Mrs. Elwin glättete ihr seidenes Kleid und schlug mit Selbstgefallen ein Blatt in dem Predigtbuch um. Es war nicht leicht, einen Breißler zu bekehren; um so größer aber dann der Ruhm, wenn das Werk gelungen war.

„Wohin gehst Du?“ fragte sie Polly.

„Ich habe mich mit Jos verabredet.“

„Hat Jos Coney jetzt Arbeit gefunden?“ fragte Onkel Cohn.

„Arbeit!“ rief Mrs. Elwin. „Ich wünschte, er hätte welche. Ich weiß nicht, was heutzutage in die jungen Leute gefahren ist. Als der selige, viel beweinte Mr. Elwin mit mir ging, da hatten die jungen Leute massenhaft Arbeit. Ich glaube, jetzt wollen sie nicht arbeiten. Wir soll man davon nicht sprechen, daß keine Arbeit zu finden ist, wenn man wirklich welche sucht?“

„Polly, wann wirst Du wieder zurück sein?“

„Vor dem Gottesdienst, Mutter. Darf ich Jos zum Abendbrot mitbringen?“

„Nein, ich will ihn nicht haben. Wenn Du mir folgen würdest, müßtest Du überhaupt zu Hause bleiben. Ich möchte gern wissen, ob er es wagen wird, um Dich anzufassen.“

Polly antwortete nicht. Sie schlich sich ruhig aus dem Zimmer, und ein paar Minuten später hörte man die Hausthür hinter ihr zufallen. Onkel Cohn trat aus Fenster und sah ihr nach, wie sie die Straße hinunterging. Mrs. Elwin legte das Predigtbuch aufgeschlagen auf den Schooß und breitete ihr Taschentuch über das Gesicht.

Dieses Zeichen verstand Onkel Cohn sehr gut, er nahm seinen Hut und ging nach seinem Laden.

### III.

Polly ging bis an das Ende der Straße, in der das Haus ihrer Mutter lag, und nachdem sie dann links eingebogen war, erblickte sie einen jungen Mann, der an der Ecke der Cannon-Straße, welche in den Whitechapel Weg mündet, wartete. Er drehte ihr den Rücken zu, und seine Aufmerksamkeit war durch ein paar Blumenmädchen in Anspruch genommen, die ihm ihre Sträuße, einen Penny das Stück, zum Kauf anboten. Seinem sauberen Anzug konnte man es sofort ansehen, daß er auf dem Lande gearbeitet worden war. Sein schwarzer Bratenrock war schon ziemlich abgetragen. Als er seinen Hut abnahm und mit seinem rotbaumwollenen Taschentuch sich über die Stirn strich, bemerkte man, daß er schwarzes Haar hatte, das er ganz kurz geschoren und ohne Scheitel trug. Souft bot seine Erscheinung weiter nichts Bemerkenswerthes. Er war von mittlerer Größe, seine Schultern waren von normaler Breite; die Brust stand im richtigen Verhältnis zum übrigen Körper, die Hände waren lang und schmal, und die Finger sahen nervös aus. Hals und Gesicht waren von der Sonne verbrannt, ebenso die Stirn bis zu der Stelle, auf der der Hut aufsaß. Er hatte regelmäßige Gesichtszüge, das Kinn etwas geneigt. Er trug nur einen kleinen schwarzen Schnurrbart, der seine Oberlippe bedeckte und er hatte die nervöse Angewohnheit, denselben öfters in den Mund zu nehmen. Er sah so aus, wie fast alle jungen Leute seines Kreises aussehcn; einem aufmerksamen und verständigen Beobachter hätten wohl seine grauen Augen, die tief in ihren Höhlen lagen und große Pupillen hatten, auffallen müssen, und er hätte vielleicht versuchen mögen, aus ihnen seine Vergangenheit und — Zukunft zu lesen.

Hätte derselbe verständige Beobachter ihn an jenem Sonntagnachmittag sehen können, so würde er in seiner äußeren Erscheinung noch etwas bemerkt haben, das mit

seinem Charakter eigentlich nichts zu thun hatte, und doch wäre dieses Etwas dazu angethan gewesen, ihn nach gewisser Richtung hin zu verändern. Sein Gesicht war abgemagert, und nur lose bedeckte es die Haut, die sich gern wieder fester gespannt hätte, wenn es ihr nur eine reichlichere Nahrungszufuhr erlaubt hätte. Der Hunger hatte ihm seinen echten Stempel aufgedrückt, ein Zeichen, das die wohl zu deuten verstehen, welche die schmerzliche Kunst, ihr Leben mit einem Nichts zu fristen, durchgemacht haben, das aber niemals von denen verstanden werden kann, die ihr tägliches Brot ohne Anstrengung und ohne Nachdenken erhalten. An seiner ganzen Erscheinung würde der verständige Beobachter sofort gesehen haben, daß der junge Mann noch kein Sonntagsmahl zu sich genommen, und er würde auch wohl vermutet haben, daß schon seit mehreren Tagen für ihn der Genuß eines Mittagbrotcs in das Reich der unerfüllbaren Wünsche gehörte.

Beim Anblick der Blumenmädchen schüttelte der junge Mann den Kopf. Als er plötzlich seiner Rockärmel ansichtig wurde, deren Ränder abgestoßen waren, fuhr er mit der Hand in die Tasche. Er holte einen Penny hervor, und nachdem er dafür eine rote Rose erstanden hatte, steckte er die Blume in sein Knopfloch. Das Blumenmädchen sah ihm zu und reichte ihm eine Stecknadel, um die Rose anzustecken. Sie würde sie ihm wohl selbst angesteckt haben, wenn nicht gerade in derselben Minute eine Hand seine Schulter berührt hätte. Sich sofort umdrehend, rief er:

„Polly!“

„Jos!“ antwortete das schöne Methodisten-Mädchen.

Sie gingen nun zusammen den Whitechapel Weg hinunter, und als sie einen „roten“ Pferdebahnwagen trafen, stiegen sie auf dessen Verdeck und saßen dort Hand in Hand nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen.

Die Leute im East-End geben einander ihre Liebe durch Zeichen und Bewegungen kund, aber sie sprechen nicht viel. Tags vorher hatten Polly und Jos verabredet, den Sonntagnachmittag im Victoria-Park zu verbringen; sie wechselten daher kein Wort, bis der Wagen in die Cambridge Straße einbog.

Dann fragte Polly: „Jos, hast Du jetzt Arbeit gefunden?“

„Nein!“ lautete seine Antwort.

Dann verfielen sie wieder in Schweigen und ihre Gedanken gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Polly fiel es auf, welch' ganz anderes Aussehen doch hier die Leute hatten; als der Pferdebahnwagen näher nach Hackney herankam, trafen sie Eltern mit ihren sauber und nett gekleideten Kleinen, junge Frauen in ihrem Sonntagsstaat und junge Männer, denen man das frisch genommene Sonntagsbad noch anmerkte, alle waren auf dem Wege nach dem Victoria-Park. Straße und Wege selbst sahen freundlich und heiter aus, als sie und Jos die Treppe des Pferdebahnwagens hinunter stiegen und eine mit niedlichen kleinen Häusern bebaute Straße entlang gingen. Ein kleines Haus in Hackney zu haben, erschien Polly als das Paradies. Ein kleines Haus mit Jalousien vor den Fenstern und einen messingnen Thürklopfer konnte, wie sie sich einbildete, nur glückliche Menschen beherbergen; jedenfalls bot es doch die Gelegenheit zum Glücklichwerden, und alle anständigen Leute würden eine derartige Gelegenheit doch gern erfassen, wenn sie ihnen geboten würde.

„Wer,“ dachte Polly bei sich, „wer würde es wagen, die Solidität jemandes, zu bezweifeln, der ein kleines Haus in Hackney bewohnt? In einem kleinen Hause mit Jalousien vor den Fenstern und einem messingnen Thürklopfer können nur anständige Leute wohnen, die ihre Rechnungen pünktlich zahlen, zur Kirche gehen und jeden Sonntag Fleisch auf dem Tische haben. . . . Ach, welches Glück, in einem kleinen Hause in Hackney wohnen zu dürfen!“

Jos' Gedanken bewegten sich in einer ganz anderen Richtung. Er überlegte, ob er sich eine Pfeife anstecken sollte und heftete seinen Blick auf die grünen Bäume, die er von weitem sah, Bäume mit wirklichen Blättern, und nicht verkrüppelte Stämme mit Dingen daran, die wohl Blätter sein sollten, es aber nicht sind, wirkliche Nester, die weit in den blauen Himmel hineintragen, und einem dabei so sehr an das Land erinnern.



„Wir wollen uns hier ein bißchen ins Gras setzen,“ sagte er zu Polly, als sie endlich in den Park gekommen waren.

„Nein,“ entgegnete Polly. „Ich möchte lieber die Leute sehen und die Musik hören.“

So gingen sie mit der Menge bis hinter dem Teich mit den Enten, auf dem die Boote lagen, zur Musik. Auf dem Wege standen Verkaufsstände, in denen Süßigkeiten und Kuchen feilgeboten wurden, und Trinkhallen, in denen Ingwerbier und Limonade ausgeschenkt wurden.

Der Victoriapark gehört zu den wenigen Orten in London, an denen das Publikum des Sonntags seiner Liebe zur Musik nachgehen kann. Die Herren in den hohen Güten, welche dort ihre Streichinstrumente spielen, rufen sicherlich größeres Vergnügen hervor, als es die berühmtesten Opernsängerinnen vermögen, denn ihr Publikum ist nicht so kritisch und so anspruchsvoll, wie es die Damen und Herren sind, welche etwa 20 Mark für ihre Plätze in Parterre und Logen ausgeben können. Müde Mütter lagerten dort unter den grünen Bäumen, tauschten auf die einfachen Töne und über ihre Babys gebeugt, schlummerten sie ein. Knaben und Mädchen spielten auf dem Rasen, Männer rauchten ihre Pfeife und plauderten. Junge Mädchen und junge Leute, alte Männer und alte Frauen träumten von der Zukunft und der Vergangenheit. Aus den feineren Vierteln, aus dem West-End war hier niemand zu sehen, kein fein gekleideter Herr und keine Dame in elegantem Kleide, nur Arbeitsleute waren hier und freuten sich ihres Erholungstages, der wenigen Stunden in der ganzen Woche, die sie ihr eigen nennen durften.

Polly war bisher noch nie im Victoria-Park gewesen, und sie wußte nicht, ob es erlaubt sei, daß eine Musikkapelle des Sonntags nachmittags weltliche Weisen spiele. Sie nahm sich vor, darüber ihren Lehrer, bei dem sie zur Bibelstunde ging, zu fragen, und wenn er sagen sollte, daß dies nicht gestattet sei, nicht mehr herzukommen.

Da sie aber nun einmal da war und auch fühlte, daß ihre Gegenwart dabei keinen Unterschied machte, das heißt, wenn sie auch weggegangen wäre, würde die Kapelle doch wie gewöhnlich weiter gespielt haben — so hielt sie es für das richtigste, Jos' Freude nicht zu stören und ihm von ihren Gewissensbedenken lieber gar nichts zu sagen.

„Wie spät mag es wohl sein?“ fragte sie ihn.

Jos steckte seine Hand in die Tasche, zog sie aber bald wieder heraus und sah Polly ganz verlegen an.

„Ich hab' meine Uhr verloren“, antwortete er zögernd.

„Verloren?“

„Nun, ich will sagen, ich hab' sie nicht bei mir“, fuhr Jos fort, „und ich weiß nicht, ob ich sie jemals wieder bekommen werde.“

„Jos“, rief Polly, „Du hast sie verfehlt!“

„Und wenn schon“, entgegnete Jos und sah seine Geliebte ruhig an.

„Nichts“, antwortete Polly, indem sie ihre Augen niederschlug und weiter ging. „Wir wollen uns einmal ansehen, was dort unter den Bäumen, wo die vielen Leute stehen, los ist. Ach, da predigt ja ein Herr.“

Sie kamen zu den Bäumen und sahen dort dicht gedrängte Gruppen von Männern und Frauen, welche sich um einzelne Herren scharten, die die verschiedensten Themata, die mit der Religion und Politik nur etwas zu thun hatten, besprachen und Vorträge hielten.

„Lieben Freunde!“ sagte ein Redner, ein Neger, der eine Blume im Knopfloch trug und seinen Hut auf dem Hinterkopf gefest hatte. „Ich bin hierher gekommen, um Euch über die Entwicklung Gottes zu belehren. Ohne die Kenntnis dieser großen wissenschaftlichen Wahrheit kann man nichts begreifen. Ich habe mich entwickelt; Ihr habt Euch entwickelt; Gott hat sich entwickelt.“

„Kameraden!“ schrie ein anderer. „Wie lange noch wollt Ihr Euch diese Unterdrückung gefallen lassen? Wißt Ihr denn nicht, daß die Leute, die über Euch herrschen, nur wenige an Zahl und gar nicht zu fürchten sind? Seid Ihr Männer, dann erhebt Euch! Fordert Eure Rechte! Bengt Euch nicht unter der Annte der Gutsbesitzer und Kapitalisten, solcher Wettefahnen wie Chamberlain und solcher Tyrannen wie Salisbury! Zeigt, daß Ihr Männer seid!“

„Ihr könnt mir's als einem, der selber auf dem Lande geboren und erzogen worden ist, glauben, das Land lohnt gar nicht, es überhaupt zu besitzen,“ ließ sich ein konservativer Arbeiter vernehmen. „Mein Vater hätte sich die Hand abschneiden lassen, wenn er damit Land zu dem Preise hätte kriegen können, zu dem ich es haben kann, und ich will es noch nicht einmal dafür nehmen.“

Seht aufs Land und sehet selbst, wie die Sachen stehen. Höret nicht auf das, was Euch die Stadtleute sagen, die nicht einmal weiße Rüben von Möhren, jungen Kohl von Oberrüben unterscheiden können.“

„Ich bin hierher gekommen, um zu lernen“, redete ein Jüngling mit sanften Augen einen begeistert drein schauenden kleinen Prediger an, „und ich kann das eine nicht begreifen. Sie sagen, Gott muß gerecht sein, aber er kann auch gnädig sein. Wie vertragen sich diese beiden Sachen mit einander. Sie sprechen von der Freiheit des Willens und glauben dabei doch an Vorherbestimmung. Vielleicht können Sie mir erklären, wie Menschen, deren Bestimmung es ist, zur Hölle zu fahren, doch in den Himmel kommen können.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Alljährlich, am 28. August, begiebt sich in Frankfurt a. M. eine gar amnütige Feier. Das Geburtshaus Wolfgang Goethes ist in seiner wohlhabenden Beschränktheit des 18. Jahrhunderts erhalten geblieben, so wie darinnen einst Frau Kat schaltete und ihr Dube spielte. Unten hat man freilich einen modernen Briefkasten angebracht, und das Eintrittsgeld, das man erhebt, erimert eindringlich daran, wie man heutzutage es versteht, selbst die Pietät gemünzte Zinsen heben zu lassen. Die rechte Goethebestimmung freilich umweht den Sehenswürdigkeiten-Jäger wohl weit stärker in dem nahen Weklar, wo man noch immer, wie der junge Werther-Goethe, die Steinstufen zu dem laubüberwölbten Brunnen hinabsteigt und wo man in Lottens Staatsstube mit ihrer rührend naiven Pracht — das Haus ist sinnig als ein Kinderheim in Nutzung — dem schmalen Spinett noch heut den zirpenden Gläsern entlocken kann. In Weklar fühlt man den genialistischen Stimmern, aus dessen Werther die Fülle ungebrochener Leidenschaft, die Kraft tief unter den Wassern wurzelnden Empfindens in alle Ewigkeit quillt, wie das Brunnlein unter dem grünen Aestdach. Frankfurt ist eher die Geburtsstadt des Geheimrats Goethe, des würdig-Thätigen.

Jene alljährliche Frankfurter Goethefeier nun besteht darin: Am Geburtstage des großen Hiesigen, dem Frankfurt es verdankt, daß die ganze kultivierte Erde gleichsam der Stadt eingemeindet ist, hat die verehrliche Einwohnerschaft zu dem Heimathaus freien Zutritt, sofern nur der Besucher ein Blumensträußchen als Angebinde mitbringt. Und da die Frankfurter, insonderheit die Frankfurterinnen, geschäftsklug genug sind, um zu berechnen, daß im August ein paar Blumen billiger zu ersehen sind, als das Eintrittsgeld für die Blumenlosen betragen würde, so pilgern in aller Frühe Frankfurts junge Mädchen und Frauen mit ihren Blumen zum Goethehaus, dessen altväterischer Hansrat dann mit den bunten kleinen Gewinden bestückt wird, so daß das Gemöbel gar zierlich lebende, leuchtende und duftende Leisten und Schnörkel erhält. Diese zarte, ein wenig schalkische, einfache Huldigung, in ihrer Mischung von jugendlicher Verehrung und altem Geschäftssinn, dürfte dem Gefeierten wohl mehr behagen, als der übliche hochgelehrte Vortrag, den dann irgend ein Meister vom Philologenstuhl auf Geheiß des Frankfurter Hochstifts in der Mittagsstunde vor nüchternen Mägen herjagt, zumal Frankfurts weibliches Jungblut den schönheitsbegehrlichen Augen des Dichters mancherlei Anlaß zu erquicklichem Wohlgefallen zu geben vermöchte.

Feier, da sich eine runde Zahl seit Goethes Geburt vollendet, wird wohl die stille Blumenfeier ins großartige schweifen und der letzte Hauch eines volkstümlichen Gedentens abgestreift sein. Es wird eine Parade der Eingeladenen sein, ein Zusammenlauf der Bevorzugten, die Equipagen werden sich drängen und man wird „unter den Anwesenden bemerken“ die Honoratioren des Geldes, Amtes und Geistes. Hätte der Geist des jungen Goethe Minskeln, so würde er die ganze Geburtstagsgesellschaft zum Fenster hinausbefördern gleich dem mütterlichen Porzellan, das der Knabe in jauchzendem Uebermut einst auf die Gasse warf.

Unser bürgerliche Welt vermag keine Feste zu feiern: keine volkstümlichen; denn es fehlt ihnen das Volk, die Volks-gemeinschaft — keine künstlerisch-würdevollen; denn unser ganzes Leben ist ohne Stil. So bleibe denn als die reinste, eichste Goethefeier, daß sich der einzelne tief und still versenkt in die Welt, die der Genius in seiner Schöpfermacht erzeugte: Goethe wahrhaft feiern, heißt Goethe lesen. Aber freilich, wer hat gerade in diesen Tagen dazu Zeit, wo man nicht weiß, wie man all den gesellschaftlichen Verpflichtungen, welche die Goethefeier-Zufuena auferlegt, gerecht werden soll. Und überhaupt, Goethe ist schon aus dem Grunde heute unlesbar, weil er freieste Ruhe fordert, einsames Verweilen, hingebende Andacht. Goethe ist immer noch keine Eisenbahnstrecke, und diesem Litteraturzweig allein vermögen wir Genüge zu leisten und gerecht zu werden. So ist der Goethetag ein Fest ohne Goethe.

Noch aus einem anderen Grunde muß diese Gedenkeier des großen Schwinngs und der echten allesbeherrschenden Begeisterung entbehren. Kein Ideal unseres gewaltigen gesellschaftlichen Kampflebens findet an diesem Tage Anregung und Auslösung. Wir dienen nicht unserer erhabenen Sehnsucht, indem wir Goethes gedenken, unsere schweifen,



gefährlichen Fragen beantwortet er uns nicht, er zeigt uns keine Wege und verschmäht jegliche Führerschaft. Und die fromm gewordene Bourgeoise, die — wie es der Kultusminister Vosse jüngst that — den Faust nicht zu ehren wagt, ohne ängstlich hinzuzufügen, daß das Wort der Bewunderung nur „weltlich“ gesprochen sei, diese in Philisterei und Enge erstickte Bourgeoise bekennt sich längst nicht mehr — wenn sie es überhaupt jemals gethan — zu Goethes freiem Menschentum, der dem Gedanken keine Schranke, dem Recht der Leidenschaft keine Sägung aufzulegen duldet, der dem Gottesdienst des Diesseits, der Religion des Lebens und Schaffens huldigte, der, in stolzem Heidentum, beklagte, daß die abendländische Menschheit an der Bibel statt am Homer das Lesen gelernt habe.

Die Zeit ist nicht reif für einen Goethe-Feiertag, trotz aller journalistischen Goethe-Nummern, akademischen Goethe-Vorträge und theatralischen Goethe-Aufführungen. Die Kunst ist heute ein Luxusartikel, kein Volksbedürfnis. Sie hat ein Publikum, keine Gemeinde. Sie puzt und schmückt ein paar ästhetische Genüßlinge, aber sie lebt nicht und treibt nicht als feinste und höchste Kraft des Kulturbewußtseins im Allerheiligsten und Allerwesentlichsten der Menschenseele, sie ist nicht unsere Erzieherin, sie läutert und bildet uns nicht, sie gestaltet nicht die Völker und die Menschheit in reichere, reinere Formen.

An schaffendem Künstlergeist mangelt es auch heute nicht. Aber die Empfangenden fehlen. Die gesättigten Besitzer kennen zumeist nur die plumpe Begehrlichkeit des niederen Triebens; sie fürchten sich vor nichts mehr als vor Mühsal und Opfer. Die Kunst heißt Opferwillige. Der Künstler ist Märtyrer, und wer sich ihm empfangend hingiebt, teilt jenes Martyrium, in dessen ringender Qual wohl das höchste Menschenglück beschloffen ist. Die Kunstungrigen aber weißt der — Kaffierer ab. Mit leeren Händen lassen die Mäcker der Kunst niemanden zu, und die Kunstungrigen haben leere Hände. Da sind viel Arme, die aus weisem Marmor Schönheit zu hämmern begehren, und da sind zahllose Arme, die sich nach den Gaben austrecken. Aber zwischen die Gebenden und die Nehmenden drängt sich der Götzgeld, und der Künstler bleibt müßig, weil seine Schöpfungen nicht begehrt werden können. So müssen wir kunstlos leben, in dem öden, dümmigen, kalten Mietsgemäuer der städtischen Kiezengründe, die man Wohnstätten nennt, während doch überall sich die Kräfte in menschlicher Fülle anbieten, die uns Heimstätten der Kunst in einen Wald lustiger Gärten zu zaubern vermöchten — für alle Menschen. So klingen Beethovens Quartette nur wenigen Ohren, und vor den Bühnen sitzen jene Immerdieselben, die für ihr Geld sich auch Künstler halten können. Wie die Felder ihren Segen nicht den verlangenden Menschen darbieten, sondern den preisbildenden Verkäufern und Händlern, die über allzu reichliche Ernten jammern, weil sie den Preis erniedrigen, so wächst die Kunst nicht für das Volk, das ihrer begehrt.

Es gehört zu den großartigsten und tröstlichsten Erscheinungen der proletarischen Bewegung, daß sie mit heiliger Liebe, mitten in dem stürmischen Ringen um die wirtschaftliche Erlösung, bedacht ist, die Schätze der Kunst zu bewahren und dem Volke zugänglich zu machen. Das Proletariat ist berufen, nicht nur das Erbe der klassischen Philosophie, sondern auch das Erbe der klassischen Kunst zu übernehmen. Erst mit der Befreiung vom Kapitalismus wird sich ein Kunstleben entfalten, in dem Künstler und Kunstgemeinde die ganze Kraft betätigen werden, die dem Menschen gegeben ist. Wir werden dann eine Kunst für das Volk und ein Volk für die Kunst haben, eine fromme Pflege der großen Ueberlieferungen und eine freudige Würdigung des Wachsenden, Jungen, Gegenwärtigen.

Darum sind die bescheidenen Bemühungen, die auch die Arbeiter nicht verächtlich haben, um den Goethefest tag festlich zu begehen, so unscheinbar sie sind, doch die Veranstaltungen, die allein hoffen lassen, daß wir einst zu einer wahren Volksfeier des Dichters gelangen werden.

Es ist ein schöner Traum, daß die Völker in jener Zeit, da Sedantage und Kriegervereinsekte nur noch wie ein Spul einer düsteren Vergangenheit erscheinen werden, neben dem Maitag der Arbeit auch einen Kunstfeiertag in das Getriebe des Werktag-Daseins einsetzen werden — einen Tag, ganz den Künsten geweiht, und gefeiert von der einigen Menschheit, einen Siegestag der Farben und Töne, der Worte und Formen, der Gedanken und Gefühle, einen Erntetag menschlicher Schöpferkraft.

Man mag wohl den 28. August für diesen Tag anerkennen und die Jugend mag damit, wie einst in Frankfurt a. M., mit Blumen das Geburtshaus Goethes schmücken. — J. o. c.

**Kleines Feuilleton.**

— Ein seltsames Tier. (Nachdruck verboten.) Kundin: „Ich wohne in der Vorstadt und möchte einen guten Haushund haben.“ Händler: „Ja, gnädige Frau.“ „Aber natürlich möchte ich keinen haben, der uns die ganze Nacht wach hält mit Bellen um nichts und wieder nichts.“ „Nein, gnädige Frau.“ „Er muß groß, stark und wild sein, wissen Sie?“ „Ja, gnädige Frau.“ „Aber gegen uns so sanft wie ein Lamm.“

„Ja, gnädige Frau.“ „Und er muß auf jeden Landstreicher losstürzen, der kommt, und ihn wegtreiben.“ „Ja, gnädige Frau.“ „Aber er muß keinen armen, aber ehrlichen Mann anfallen, der sich nach Arbeit umsieht.“ „Nein, gnädige Frau.“ „Wenn ein Dieb in der Nacht stehlen will, so müßte der Hund ihn in einem Augenblick in Stücke reißen.“ „Ja, gnädige Frau.“ „Aber er muß keinen Nachbar angreifen, der abends einen kleinen Besuch macht.“ „Nein, gnädige Frau.“ „Und natürlich darf er keine Leute belästigen, die zu allen Stunden der Nacht eilig kommen, um meinen Mann zu holen. Er ist nämlich Arzt.“ „Nein, gnädige Frau. — Ich weiß jetzt, was Sie wünschen. Sie wollen einen (gedankenlesenden) Hund.“ „Ja, so etwas Nektisches. Können Sie mir einen schicken?“ „Tut mir sehr leid, gnädige Frau, die Sorte ist mir gerade ausgegangen.“

— Dreihunderttausendmal könnte man das große Heidelberger Faß mit dem in Deutschland im letzten Jahre gebrauten Bier e anfüllen; betrug doch die Menge desselben 6 180 000 000 Liter. Kein Staat der Welt erreicht diese Ziffer, nicht einmal England. Obenan steht in Deutschland Bayern mit über 16 Millionen Hektoliter; auf den Kopf der Bevölkerung macht das über 235 Liter jährlich. In München selbst steigt diese Zahl gar auf 568 Liter, jeden Einwohner vom Säugling bis zum Greise mitgerechnet. Aber außer diesem Bier werden in Deutschland jährlich auch noch über 30 Millionen Liter Wein verbraucht und rund 230 Millionen Liter Branntwein. Etwa 1500 Millionen Mark werden alljährlich von der Bevölkerung Deutschlands für Wein, Bier und Branntwein ausgegeben. —

**Archäologisches.**

— Neue Ausgrabungen in Judäa hat der englische Verein für die Erforschung von Palästina vornehmen lassen. Durch einen türkischen Firman wurde ein 10 Quadrat-Kilometer großes Terrain für Ausgrabungen freigegeben, das, an der Grenze des Philistinerlandes auf dem Wege von Askalon nach Jerusalem gelegen, bei Tell-Judeidbeh, Tell-es-Säfie und Tell-Zakarie vielversprechende Orte umfaßt. Die Herren Dr. Bliß und Macalister haben am 26. Oktober 1898 bei letztgenannten Orte die Ausgrabungen begonnen. Sie fanden dort einen isolierten Hügel, der sich plötzlich 100 Meter über dem Tale von Gath erhebt, welches sich bei Tell-es-Säfie in der Ebene verliert. Auf dem sehr breiten Gipfel dieses Hügels entdeckte Dr. Bliß bald die Wälle einer alten Befestigung, an welche in späterer Zeit sechs Türme hinzugefügt waren. Innerhalb des Walles wurden Ausgrabungen, die bis auf den gewachsenen Fels hinabgingen, vorgenommen. Dr. Bliß fand Reste von Häusern aus wenigstens vier verschiedenen Perioden mit den zugehörigen Geräten usw. Die datierbaren Gegenstände stammen von der vorisraelitischen bis in die spätjüdische Zeit. Besonderes Interesse beanspruchten 12 Topfsentel von Königstrüben, die mit Stempeln versehen sind, die eine Figur ähnlich einem Schmetterlinge zeigen, von denen vier die Inschrift tragen „Eigentum des Königs von Socho“, zwei „Eigentum des Königs von Hebron“ und einer wahrscheinlich „Eigentum des Königs von Jib“. — Socho liegt drei Meilen von Tell-Zakarie und heißt heute Sandwöle. Auch ein Starabäus mit dem Namen Tothmes III., der diese Gegend eroberte, wurde gefunden. Auch in Tell-es-Säfie, dem alten Gath, wurden Ausgrabungen in einer Tiefe von 6,5 bis 9 Meter vorgenommen, und aus den überall darin gefundenen Topfscherben will Dr. Bliß auch vier Perioden erkennen. Von der Oberfläche bis 2 Meter tief fand man viele glasierte arabische Gefäße, die zuweilen rohe Muster zeigten. Die anderen Typen umfassen die jüdischen Formen, die auch in Tell-Zakarie gefunden waren, eine Anzahl früh-griechischer Gefäße aus der Zeit von 700 bis 550 v. Chr., einige schwarze und rote griechische Gefäße aus der Zeit von 550 bis 350 v. Chr. und wenige präisraelitische Formen. In derselben Schicht wurden auch die Fundamente einer Reihe roh mit Mörtel errichteter Kammern gefunden, die wahrscheinlich aus der Zeit der Blanca guarda, jener Burg herrühren, die König Sulco von Asjon im Jahre 1138 hier erbaute. Von 2 bis 3 Meter Tiefe finden sich dieselben Sachen ohne die arabischen Gefäße, nur mit weniger spät griechischen. Auch zwei Topfsentel, davon einer wieder mit dem Stempel der Königin von Socho, wurden hier gefunden. Von 3 bis 6 Meter Tiefe finden sich die präisraelitischen Typen, wie in Tell-Zakarie und phönizische Formen. Von 6 Meter ab bis zum gewachsenen Felsen finden sich auch präisraelitische Typen, ähnlich jenen, die in der ersten Stadt von Tell-el-Heij vorfinden und ungefähr der Zeit von 1000 bis 1700 v. Chr. angehören. — (Globus.)

**Geographisches.**

ie. Der Heilige Berg von Aboesshrien. Ein Arzt Dr. Reginald Kottly, der jüngst eine längere Reise in Aboesshrien gemacht hat, entwirft nach dem „Englisch Mechanic“ eine bemerkenswerte Schilderung von dem sogenannten Heiligen Berge der Aboesshrien, dem Zuqala, der 40 englische Meilen von der Hauptstadt entfernt liegt, 10 000 Fuß hoch sein soll und die Form eines



abgestumpften Kegels zeigt. Es ist ein alter Vulkan, der auf seinem Gipfel einen erloschenen Krater aufweist. Die Kraterhöhlung ist jetzt mit einem nicht unbedeutenden See angefüllt, der eine Dreiviertelmeile lang ist und für die Messnieren daselbe bedeutet, was der Reich von Bethesda und der von Siloah nur je für die alten Juden gewesen sein kann. Die Eingeborenen glauben fest daran, daß ein Bad in seinen Wassern alle Krankheiten zu heilen vermag. Dicht dabei entspringen einige Quellen, die der Jungfrau Maria geweiht sind. Nach dem Volksglauben brauchen unfruchtbare Weiber nur aus diesen Quellen zu trinken, um von ihrem Fluch befreit zu sein. Die Gewässer werden mit der größten Verehrung behandelt, und nie darf aus ihnen zu gemeinen Zwecken, z. B. zum Kochen, geschöpft werden. Der europäische Reisende sah eine große Zahl von Kranken an den Ufern des Sees, die sich teils allein hin- und herschleppten, teils in Säufen getragen wurden. Der ganze Berg ist sowohl an den Gehängen wie an dem Gipfel dicht bewaldet. Er trägt überallhin verstreut Einsiedlerhütten. Verborgten in den Wäldern befinden sich auch eine große Zahl von Kirchen, deren Inneres reichlich mit billigen farbigen Bildern aus der biblischen Geschichte verziert war, denen man das „Made in Germany“ sofort ansah. Der ganze heilige Berg ist auch sonst mit Merkwürdigkeiten übersät, die durch die lebhafteste Phantasie und die eigentümliche Art der Gottesverehrung der Abessinier eine noch erhöhte Wirkung erhalten. So wurde dem Reisenden ein Baum mit drei am Boden vereinigten Stämmen gezeigt, der als ein Wahrzeichen der Dreieinigkeit verehrt wurde und mit menschlichen Haaren und allen möglichen Sorten von Zierrat behangen war, ferner sind die senkrechten Felsen häufig von Spalten durchzogen, und auch diese müssen einem heiligen Zweck dienen. Es gilt nämlich als eine Aeußerung der Demut vor Gott, sich durch die Felsenrisse hindurch zu zwingen, und die Folge davon ist, daß die Wände jener Oeffnungen schon ganz poliert und mit Schmutz bedeckt sind von den vielen Heilung suchenden Pilgern, die dort ihre Gottesfurcht zu beweisen streben. —

**Astronomisches.**

— Vom Monde. Zu der Frage, ob sich unser Trabant in eine Atmosphäre hüllt oder nicht, nehmen in den „Comptes rendus“ der Pariser Akademie die Herren Loewy und Puiseux das Wort. Sie erscheinen dazu besonders berufen durch ihre Mondphotographien, die mit dem Pariser großen Äquatoraal aufgenommen sind, und deren Reproduktionen in großem Maßstabe die feinsten Einzelheiten auf dem Monde enthüllen. Die genannten Gelehrten sind der Ansicht, daß die vulkanische Thätigkeit der Mondkrater noch nicht so gar lange abgeschlossen ist und jedenfalls noch andauert habe, nachdem die sogenannten Meere des Mondes bereits eingetrodnet waren. Der steile Absturz der inneren Kraterwände spricht für die große Kraft, mit der die Massen emporgeschleudert wurden; diese wurde allerdings unterstützt durch die geringe Intensität der Schwerkraft auf dem Monde, die nur ein Fünftel von der auf der Erde wirkenden ist. Mit den Gesteinsmassen aber müssen zugleich Gasmassen aus dem Kraterinnern hervorgequollen sein. Andererseits würde die emporgeschleuderte Asche in den ober dicht bei dem Krater zurückgefallen sein, wenn sie durch den leeren Raum zurückgefaßt wäre. Nun aber finden sich nach den Ansichten der Pariser Selenographen die von den Mondkratern ausgeworfenen Teile bis zu weiten Entfernungen von dem Krater abgelagert. Dies beweist, daß die niederfallenden Teile von der Luft auf einige Entfernungen fortgetragen sind, ähnlich wie beim Ausbruch des Krakatau die Aschenteile sogar bis Europa sich bemerkbar machten. Andererseits glauben die Gelehrten, daß die zur Zeit der Kraterausbrüche somit für den Mond anzunehmende Atmosphäre dort noch vorhanden sei, denn sie könne weder in die zugestopften Krater zurückgeströmt, noch in den Weltraum entweichen sein, da die Erhaltung der Mondoberfläche die Molekulargeschwindigkeit der Gasteile stark vermindert haben müsse. Somit vermuten die Pariser Astronomen noch eine Atmosphäre um den Mond von allerdings sehr geringer Höhe, die nur durch das Verschwinden und Wiedererscheinen von Sternen nachgewiesen werden könnte, über die der Mond hinweggeht. Die Zeiten des Verweilens der Sterne hinter dem Monde würden nämlich verkürzt, wenn eine Brechung der Lichtstrahlen in seiner Atmosphäre stattfindet. Die bisherigen Ergebnisse solcher Beobachtungen waren aber negativ. —

**Technisches.**

— Fahrgehwindigkeit englischer Eisenbahnen. Einer in den „Daily News“ veröffentlichten Tabelle der Sommerfahrzeiten entnimmt die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen“ nachstehende Angaben über Fahrgehwindigkeiten englischer Eisenbahnen: Am schnellsten wird auf der kaledonischen Bahn gefahren, bei der jeden Abend ein Zug die 62,29 Kilometer lange Strecke von Forfar nach Perth in 33 Minuten zurücklegt oder mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 95 Kilometer in der Stunde fährt. Die nächstgrößte Fahrgehwindigkeit, ohne Rücksicht auf die durchfahrene Streckenlänge, weist eine andere schottische Linie, nämlich die Glasgow- und South-Weibernbahn auf. Auf ihr fährt ein Zug von Ardrossan nach Paisley 90,15 Kilometer in der Stunde, indem er diese 39 Kilometer lange Strecke in 26 Minuten zurücklegt. Die Große Centralbahn nimmt auf der Liste die zehnte Stelle ein und zwar mit einem zwischen London und Leicester

verkehrenden Zeitungszuge, der die 165,7 Kilometer lange Strecke in zwei Stunden durchreißt. Die Lancashire- und Yorkshirebahn folgt mit ihrem 83 Kilometer in der Stunde fahrenden Gilzuge zwischen Manchester und Southport, dann die Cheshirelinie mit ihrem Manchester-Birdale-Gilzuge, der 82 Kilometer in der Stunde zurücklegt. Handelt es sich bei den erwähnten Geschwindigkeiten nur um kurze Entfernungen, so ist andererseits auch die Zahl der mit großer Geschwindigkeit und ohne Aufenthalt zurückgelegten langen Strecken sehr beträchtlich. Es fahren im ganzen Königreich gegenwärtig nicht weniger als 104 Schnellzüge über Strecken von 160 Kilometer ohne Aufenthalt zu nehmen; im vorigen Jahre betrug die Anzahl solcher Züge nur 89 und vor zwei Jahren nur 68. Die längste dieser Fahrten ist die von London nach Exeter auf der Westbahn. Hier werden 322 Kilometer in drei Stunden und 43 Minuten das ist 84 Kilometer in der Stunde zurückgelegt. Die Gilzüge der Nordwestbahn im Aufzuge an die Ueberseedampfer fahren dreimal in der Woche von Euston nach Edgehill mit einer Geschwindigkeit von 83 Kilometer in der Stunde. Diese Strecke ist um 0,8 Kilometer kürzer als die von London nach Exeter und die Fahrzeit ist um 2 Minuten länger. Die größte Geschwindigkeit bei langer Fahrt weisen die Gilzüge der schottischen Nordwestbahn auf, die die 198,3 Kilometer lange Strecke von Perth nach Crewe mit einer Geschwindigkeit von 86,8 Kilometer in der Stunde zurücklegen. —

**Humoristisches.**

- Neue Hühner-Rassen. Dame: „Haben Sie aber schöne Hühner; was ist denn das für eine Rasse?“ Bäuerin: „Die großen sind Brathendeln, die kleinen Bachhendeln!“
- Höchstes Phlegma. A: Sie, auf dem Platz hat noch niemand einen Fisch gefangen, da ist die ganze Platz umsonst!“ B: „Ach was, ich bin froh, wenn keiner anbeißt, brauch' ich ihn nit rauszuzieh'n!“
- Gemütlich. Barbier (zum Lehrling): „Der Herr will einen Zahn gezogen haben, Juckele, versuch's mal, aber ja recht vorsichtig und langsam . . . hast ja Zeit!“ („Flieg. Bl.“)

**Notizen.**

- Die Goethe-Nummer des „Wahren Jacob“ bringt einen schönen Artikel über den Dichter aus der Feder Franz Mehrings. —
- Eine Goethe-Medaille hat die Stadt Frankfurt a. M. prägen lassen. Die Medaille zeigt zwei weibliche Figuren: Wahrheit und Dichtung, mit einem Blick über den Main, den Kaiserdom und die alte Mainbrücke in ihrer ehemaligen Gestalt. Das ist die erste offizielle städtische Prägung seit 1866, dem Aufhören der politischen Selbstständigkeit Frankfurts. —
- Das Graner Domkapitel beabsichtigt, in Gran (Ungarn) eine katholische Universität zu errichten. —
- Felix Weingartner hat eine neue vierstimmige Sinfonie in Es-dur und ein neues Streichquartett geschrieben. Professor Halir und Genossen werden das Quartett im nächsten Winter zum erstenmale spielen. —
- „Horand und Hilde“, ein Musikdrama von Victor Gluth, soll am 18. Oktober zum erstenmal an der Münchner Oper aufgeführt werden. —
- In den großen Philharmonischen Konzerten, die Ritisch leiten wird, sollen folgende Novitäten gegeben werden: „Hamlet“ von Tschaikowsky, die D-moll-Sinfonie von Cesar Franck, ein Werk von Alexander Ritter usw. —
- Eine Ausstellung von Werken französischer Künstler wird im Oktober d. J. in den Sälen des Gebäudes der Akademie der Künste in Berlin stattfinden. Das Ausstellungs-komitee besteht aus den Malern Bonnat, Vétard, Carolus Duran, Dagnan-Boubret, G. de Dramard, Gérôme und Rohbet. Die Ausstellung wird ungefähr 160 Gemälde der bekanntesten Künstler umfassen. —
- Von einer Forschungsreise durch Ost-Turkestan und West-Tibet, die zwei Jahre dauerte, ist der Kapitän Deasy zurückgekehrt. Er hat 5300 Meilen zurückgelegt und einen vollständigen Plan von dem durchmessenen Land angelegt. Von besonderer Bedeutung ist seine Erforschung jener Teile des Harland-Thales, die bisher von Europäern nicht betreten wurden. —
- Ein Mecklenburger Jagdpächter hat zur Aufrechterhaltung des Blutes seiner Hirsche 27 sibirische Hirsche kommen lassen. Bisher wurden zu diesem Zweck Hirsche aus Ungarn eingeführt. —
- Eine Jagdverordnung für das britische Westsaharaland verbietet die Erlegung von Elephanten, Giraffen und Gienantilopen. Die Gienantilope gehört zu den größten Antilopenarten und erreicht ein Gewicht von acht Centnern. —